

# HAUPTARTIKEL

---

## Die Suche nach Anerkennung – und die Religion

Isolde Karle

### *Abstract*

*This contribution first discusses the question of why and to which extent the search for recognition determines the late modern way of life. It develops a notion of recognition that does not only relate to willing appreciation, but also to criticism and negation. In a second part, it analyses the relationship between religion and recognition. Based on considerations of creation and justification theology, it emphasizes on the one hand the experience of self-acceptance, weakness and fragmentariness while striving to overcome common modern interpretations of the theory of justification with emphasis on the reciprocity (not symmetry!) of recognition between God and humans. The essay concludes with practical-theological perspectives on resulting challenges for homiletics, but also on the aesthetic and ritual as well as social aspects of the communication of recognition.*

### **I. Die moderne Suche nach Anerkennung**

Wir leben in einer Gesellschaft, in der Anerkennung zu einem Problem geworden ist. Es ist aufgrund von Herkunft, Stand oder Geschlecht nicht mehr eindeutig, wer wir sind, welche Erwartungen wir an andere stellen können und welche als unangemessen gelten und damit auch: von wem und in welchen Kontexten wir Anerkennung finden und wo sie uns verweigert wird. Das ortlos gewordene, auf sich selbst bezogene Individuum der modernen Gesellschaft sendet deshalb ständig Testsignale aus, um zu sehen, wie andere es einschätzen, was sie denken, mit wem sie es zu tun haben, ob sie die eigene Person, ihre Leistung, ihre Begabung, ihre Besonderheiten wahrnehmen und anerkennen. Wieviel Resonanz und Anerkennung bekomme ich? Wer bin ich für die anderen? Was bin ich wert? Für wen bin ich wichtig oder gar unverzichtbar? Bei wem darf ich auf wohlwollende wertschätzende Anerkennung hoffen? Welche Beziehungen halten mich und lassen mich mein Leben als sinnvoll

erleben? Wer respektiert mich als Individuum, würdigt meine Leistungen und akzeptiert mich zugleich in meiner Schwäche?<sup>1</sup>

Die Frage nach sozialen Anerkennungsverhältnissen führt uns vor Augen, dass wir Menschen grundlegend relational verfasst sind und deshalb auch die Rede vom Subjekt, das sich prinzipiell autonom versteht, einer Erweiterung und Korrektur bedarf. Schon Friedrich Schleiermacher hat das gesehen und in Kritik am Subjektverständnis der Aufklärung das Moment des Gefühls, der Abhängigkeit, der Passivität und des Empfangens gegenüber dem sich selbst setzenden Subjekt betont. Nur im Austausch mit anderen entwickelt der Mensch seine Identität.<sup>2</sup> Alles, was in uns vorgeht, ist in irgendeiner Weise auf unser soziales und kulturelles Umfeld bezogen. Schon unmittelbar nach der Geburt sind Säuglinge sozial ansprechbar und reagieren auf ihre Umwelt. Sehr bald schon können sie mimische Gesten nachahmen und lächeln. Für Kinder ist es elementar, soziale Anerkennung zu bekommen und in sicherer Bindung an ihre nächsten Bezugspersonen heranzuwachsen. Die Bildung von Identität ist deshalb zutiefst bezogen auf Prozesse personaler Anerkennung. Das Selbst wird vom Anderen her. »Man ist nicht erst jemand, der dann auf andere stößt, sondern man wird erst jemand durch andere und von anderen her – ohne dass man deswegen vorher niemand war.«<sup>3</sup>

Soziologisch geht es bei der Frage nach der Anerkennung nicht zuletzt darum, ob und wie wir uns als Personen an gesellschaftlichen Prozessen beteiligen können, ob wir unsere spezifischen Beiträge zur gesellschaftlichen Kommunikation einbringen und Entscheidungsprozesse mitgestalten können. Die funktional differenzierte Gesellschaft lebt dabei von der Suggestion der Vollinklusion.<sup>4</sup> Jeder und jede soll prinzipiell an allen Teilsystemen der Gesellschaft teilnehmen können, egal, woher er kommt, ob männlich oder weiblich oder transgener, ob reich oder arm, ob weiß oder schwarz, hetero- oder homosexuell. Prinzipiell kann niemand von gesellschaftlicher Teilhabe ausgeschlossen werden. Wird Inklusion verweigert, wird dies als Diskriminierung beobachtbar. Zugleich ist offensichtlich, dass sich ganze Bevölkerungsgruppen als exkludiert erleben und die Beteiligungschancen für verschiedene Ethnien, Schichten und Bildungsniveaus sehr unterschiedlich ausfallen. Die Diskrepanz zwischen der modernen Verheißung der Vollinklusion und der Realität führt deshalb zu erheblichen Spannungen. Gegenwärtig führt die Bewegung »Black lives matter« in den USA diese Spannungen vor dem Hintergrund beklemmender Diskriminierungserfahrungen vor Augen. In Europa wiederum werden heftige Debatten und Kontroversen über die Frage geführt, wie mit der sogenannten Flüchtlingskrise umzugehen ist, wer als Flüchtender anzuerkennen ist, an welche Bedingungen staatliche Anerkennung zu knüpfen ist und wem die Anerkennung aus welchen Gründen verweigert werden sollte.

Psychologisch betrachtet scheint es von Anerkennung nie ein Zuviel geben zu

1. Zu den damit angedeuteten Überforderungen des modernen Individuums und den Paradoxien zwischen Rolle und Person vgl. den Beitrag von Anna Henkel in diesem Heft.
2. Zur »relational grammar of existence« vgl. ausführlich den Beitrag von Marcia Pally in diesem Heft.
3. N. Balzer/N. Ricken, Anerkennung als pädagogisches Problem. Markierungen im erziehungswissenschaftlichen Diskurs, in: A. Schäfer/Chr. Thompson (Hg.), Anerkennung, Paderborn/München/Wien/Zürich 2010, 35–87: 64.
4. Vgl. N. Luhmann, Inklusion und Exklusion, in: Ders., Soziologische Aufklärung Band 6, Opladen 1995, 237–264: 261.

können. Viele Menschen leiden unter einem Mangel an Anerkennung. Soziale Anerkennung wirkt wie eine Droge. Sie macht so glücklich, dass manche fast alles dafür tun: Sie treiben ihren Körper zu äußersten Höchstleistungen an, sie hungern, lassen sich operieren, decken sich mit Statussymbolen ein oder arbeiten durch bis zum Burn-out. Auch Aggression kann ein Versuch sein, die Anerkennung zu erzwingen, die man glaubt zu verdienen. Wir alle wollen als Person wahrgenommen und bestätigt werden. Soziale Anerkennung ist ein menschliches Grundbedürfnis wie Essen und Trinken. Ohne sie können wir nicht existieren. Wie neurobiologische Studien zeigen, motiviert uns Menschen nichts so sehr wie die Aussicht, von anderen gesehen und sozial anerkannt zu werden.<sup>5</sup> Bleibt die Anerkennung aus, leiden wir unter Unsicherheit und Insuffizienzgefühlen. Der Narzissmus ist deshalb ein so weit verbreitetes Phänomen, dass er kaum noch Anspruch auf Behandlung haben dürfte.

Damit wird deutlich, dass Anerkennung keineswegs nur ein positiv besetzter, sondern ein ambivalenter Begriff ist. Viele sind süchtig nach Anerkennung, ohne selbst wiederum andere anerkennen zu können. Andere wollen sich vom Wunsch nach Anerkennung emanzipieren, um sich nicht so abhängig und verwundbar zu fühlen. Doch nicht nur die Verweigerung von Anerkennung, auch ein »Zuviel« an Anerkennung kann problematisch sein. Werden Kinder inflationär gelobt bzw. ist das Lob mühelos zu erhalten, vermittelt das Lob letztlich keine echte Wertschätzung und Anerkennung mehr. Es erfolgt vielmehr mechanisch oder gar als Mittel, um ein erwünschtes Verhalten zu provozieren. Maßloses Lob verunsichert und ist destruktiv, weil es unglaubwürdig und dadurch wertlos ist. Es kann als Druck, permanent gut sein zu müssen, erlebt werden. Zugleich kann es zu einem übersteigerten Selbstbild und zu einer Überbewertung der eigenen Möglichkeiten führen, die mit der Angst gepaart ist, diesem Anspruch (auf Dauer) nicht genügen zu können.<sup>6</sup>

Echte Anerkennung bedeutet deshalb nicht nur Bestätigung, sondern schließt die Möglichkeit der Kritik ein – dies gilt für ganz verschiedene soziale Orte: für die Ehe/Partnerschaft/Familie, die Schulklasse und den Beruf.<sup>7</sup> Anerkennen kann mich jemand nur dann, wenn er nicht nur auf mich bezogen, sondern gleichzeitig unabhängig von mir ist. Bekäme das Kind alles, was es will, gäbe es niemanden mehr, der es anerkennen könnte. Nicole Balzer und Norbert Ricken folgern daraus: »Sich dem Anderen zu entziehen, ihm (etwas) zu versagen und zu widerstreiten ist nicht Gegenteil, sondern – nicht weniger als Bestätigung – notwendiges Moment von Anerken-

5. Vgl. dazu den ZEIT-Artikel »Süchtig nach Anerkennung« von K. Zeug, erschienen am 9. Juli 2013, abrufbar unter: <http://www.zeit.de/zeit-wissen/2013/04/psychologie-soziale-erkennung> (zuletzt abgerufen am 04.08.2016) und: J. Bauer, Prinzip Menschlichkeit. Warum wir von Natur aus kooperieren, München 2014, 37. Bauer schreibt: »Kern aller Motivation ist es, zwischenmenschliche Anerkennung, Wertschätzung, Zuwendung oder Zuneigung zu finden und zu geben. Wir sind – aus neurobiologischer Sicht – auf soziale Resonanz und Kooperation angelegte Wesen.« A. a. O., 36. Akzeptanz und Anerkennung sind der tiefste Grund aller Motivation. Vgl. a. a. O., 37.
6. Vgl. E. Brummelman et al., Origins of narcissism in children, in: PNAS 112, 2015, 3659–3662.
7. Im Zusammenhang pädagogischen Handelns haben Nicole Balzer und Norbert Ricken die Paradoxien des Anerkennungsbegriffs herausgearbeitet. Wird Anerkennung nur positiv aufgeladen, »laufen [...] regulierende, negierende wie sanktionierende Handlungen [...] allzu leicht Gefahr, als Abwertungen und Missachtungen codiert zu werden. Bedeutsam scheint daher, ein produktives Verständnis der Paradoxien der Anerkennung zu erarbeiten, indem auch Ver- und Entsayung als Bedingung der Möglichkeit von Anerkennung denkbar werden.« Balzer/Ricken, Anerkennung, 55.

nung. Kurz: Anerkennung erschöpft sich nicht in affektiver, wohlwollender und wertschätzender Zustimmung, sondern umfasst auch kognitive Akzeptierung und impliziert notwendigerweise Versagung und Negation.«<sup>8</sup>

## II. Anerkennung und Religion

Wie lässt sich Religion auf Fragen der Anerkennung beziehen? Die christliche Theologie hat das Problem der Anerkennung immer schon bearbeitet, wenngleich historisch betrachtet unter ganz unterschiedlichen gesellschaftlichen Bedingungen und mit jeweils eigener Akzentuierung. Es kommen dabei im wesentlichen zwei dogmatische Lehrstücke zum Tragen: Die Lehre von der Schöpfung und die Lehre von der Erlösung oder auch die Rechtfertigungslehre.

### 1. Das lebenswerte Geschöpf

Die lutherische Rechtfertigungslehre wurde im 20. Jahrhundert zuweilen so interpretiert, dass jede Form der Aktivität des Menschen im Hinblick auf sein Seelenheil nur als Leistung gedacht werden konnte, die die Souveränität des Gnadenhandelns Gottes einschränkt. Pointiert formuliert Eberhard Jüngel: »Entweder Gnade oder Leistung«<sup>9</sup>, dazwischen scheint es nichts zu geben. Der Mensch ist von jeder Mitwirkung ausgeschlossen, es ist ausschließlich Gottes Gnadenhandeln, das den Menschen zu einer Anerkennung vor Gott führt, ein Anknüpfungspunkt im sündigen Menschen ist undenkbar. Jede Art von Werkgerechtigkeit sollte damit ausgeschlossen werden. Obwohl damit wichtige Einsichten im Hinblick auf die Unverfügbarkeit von Glück und Gnade zur Geltung gebracht werden, erscheint die ausschließliche Betonung von Gottes Handeln und die Perspektive auf den Menschen, der dabei nur als Sünder, nicht als lebenswertes Geschöpf, in den Blick kommt, einseitig.

Man kann sich Würdigung, Anerkennung und Wohlwollen im strikten Sinne nicht verdienen. Zugleich bezieht sich Anerkennung immer auf konkrete Personen, sie gilt einem Menschen, weil er ist, was er ist. Es stellt dabei einen integralen Teil der Wertschätzung dar, dass der andere mir nicht nur etwas Gutes geben will, sondern sich zugleich an meiner Gegenwart erfreut. »Anerkennung und Wertschätzung kommen offensichtlich erst als wechselseitige an ihr Ziel, ohne dabei kalkulatorischen Symmetrieforderungen zu unterliegen.«<sup>10</sup>

Die Anerkennung einer anderen Person ist deshalb nicht als ökonomisch-instrumentelles Tauschverhältnis zu denken: Es geht bei Anerkennung nicht um eine Gabe, die man als Weggabe eines Gutes oder Produktes verstehen könnte, die den Geber oder Verkäufer unberührt lässt, sondern um ein *soziales Ereignis*, das immer schon Wechselseitigkeit impliziert. »Eine Gabe ist hier in je verschiedener Weise und Intensität eine symbolisch vermittelte Selbstgabe: ein Zeichen der Anerkennung an den anderen, ein Signal, dass der Geber mit dem Empfänger in Kontakt treten oder blei-

8. A. a. O., 65.

9. E. Jüngel, Das Evangelium von der Rechtfertigung des Gottlosen als Zentrum des christlichen Glaubens, Tübingen 1998, 153.

10. V. Hoffmann, Rechtfertigung als Gabe der Anerkennung, in: ÖR 60, 2011, 160–177: 168.

ben möchte, und eine Aufforderung und Bitte, der andere möge ihn seinerseits anerkennen.«<sup>11</sup> Die Bewegung der Gabe der Anerkennung kommt mithin nur dann an ihr Ziel, wenn sie eine Gegenbewegung auslöst.

Es ist deshalb nicht sinnvoll, von einer radikal einseitigen Aktivität Gottes auszugehen und zugleich jede Attraktivität des Geschaffenen zu verneinen<sup>12</sup>: Wenn Gott tatsächlich *mich* anerkennt und liebt, muss er *mich* meinen und *mich* bejahen – nicht nur ein abstraktes Exemplar der Gattung Mensch bzw. Sünder. Dann besteht überdies Grund dazu, dass Gott in mir nicht nur einen Sünder sieht, nicht nur jemanden, der unannehmbar ist, sondern auch jemanden, an dem er sich als seinem Geschöpf freut. »Was der Mensch ist, vor allem und über alles hinaus, was er aus sich macht, was er verdienen, sich zuschreiben könnte, ist er als Geschöpf Gottes. Er ist nicht deshalb liebenswert, weil er etwas dafür getan hätte, sondern weil Gott ihn als Adressaten seiner Liebe geschaffen hat«<sup>13</sup>, weil er liebenswertes Geschöpf ist.

Damit lassen sich triviale Auslegungen der Rechtfertigungslehre abwehren, die die Sünde überbewerten und gleichzeitig verharmlosen, da Gott uns ohnehin annimmt, wie wir sind, wie es in nicht wenigen Predigten lapidar heißt. Eine solche Bagatellisierung der Sünde (nach dem Motto: Egal, was Du getan hast, Gott ist auf deiner Seite) ist nicht in der Lage, die Unverfügbarkeit von Gottes Zuwendung oder bedingungsloser Liebe mit einer kritischen Selbstreflexion (biblisch: Buße/Umkehr) in Verbindung zu bringen und den Folgen der Blindheiten, Korruptheiten und destruktiven Tendenzen menschlichen Daseins Rechnung zu tragen. Zugleich wird über das Sündersein des Menschen nicht selten so gesprochen, als ob es über den Menschen prinzipiell nichts Gutes zu sagen gäbe, als ob keine und keiner das Recht hätte, auf irgend etwas stolz zu sein, als ob alles im Leben nur unter der Kategorie »misslungen« zu subsummieren wäre. Wenn Gott den Menschen bejaht, sieht er zugleich mehr im Menschen als er aktuell ist. Wenn etwas oder jemand anerkannt wird, dann wird damit nicht nur bestätigt, was man bereits von dieser Person weiß, dann wird jemand auch in dem gesehen, was noch aus ihm werden kann. Gott anerkennt in analoger Weise den Sünder nicht nur als Sünder, sondern in Christus immer auch als Gerechten und damit so, wie er von Gott gedacht war und wie er sein könnte.<sup>14</sup>

Ein beliebtes Beispiel für die Veranschaulichung der Rechtfertigungslehre ist das Gleichnis vom verlorenen Sohn. Doch auch in dieser Parabel sind die Rollen keineswegs so klar verteilt, wie es auf den ersten Blick erscheint: Der sündige Sohn auf der einen Seite, der nichts zu geben, sondern nur zu empfangen hat, und der liebende Vater auf der anderen Seite, der nichts zu empfangen, sondern nur zu geben hat. Veronika Hoffmann, der ich mit meiner Interpretation folge, zeigt in ihrer Auslegung des Gleichnisses, dass die Dynamik sehr viel komplexer ist: Der »verlorene« Sohn hat durch seinen Weggang seine Sohnesrechte verwirkt. Er weiß und anerkennt dies, wenn er sagt: »Ich bin nicht mehr wert, dein Sohn zu sein« (Lk 15,21). Auch der Vater bestätigt dies indirekt, indem er ihm umgehend die Symbole zurückgibt (Gewand, Ring, Schuhe), die seinen Status als Sohn wiederherstellen. Der Sohn war tot,

11. A. a. O., 162.

12. So H. Thielicke: »Würde seine Liebe nur in menschlicher Weise an die Attraktivität des von ihm Geschaffenen gebunden sein, gäbe es nur seine Abkehr, sein Nein und sein Gericht.« (Ders., Theologie des Geistes. Der dritte Glaubensartikel. Die Manifestation des heiligen Geistes im Wort, in der Kirche, in den Religionen und in den letzten Dingen, Tübingen 1978, 82.)

13. Hoffmann, Rechtfertigung, 169.

14. Vgl. a. a. O., 170 f.

jetzt ist er wieder lebendig. Zugleich handelt es sich dabei aber nicht um eine völlige Neuschöpfung. Denn der Vater sieht in eben *dieser* Person, die verloren war, weiterhin seinen Sohn. So liest der Vater »nicht *irgendeinen* bemitleidenswerten Bettler von der Straße auf, um barmherzig an ihm zu handeln und ihn zu seinem Sohn zu *machen*. Sondern er hat nach dem, der nicht mehr sein Sohn ist, Ausschau gehalten und *erkennt* ihn bereits von weitem. Und in der Wiederaufnahme und Wiedereinsetzung in seine Rechte erkennt er den Verlorenen als den wieder *an*, der er im Tiefsten ist: sein Sohn. So *wird* dieser in der Erkenntnis und Anerkennung als Sohn durch den Vater buchstäblich wieder zu dem, was er *ist*.«<sup>15</sup>

Das Gleichnis stellt die überfließende und emotionale Gabe der Anerkennung heraus, indem es detailliert und anschaulich erzählt, wie der Vater nach dem Sohn Ausschau hält, wie er ihm entgegenläuft, wie er ihm um den Hals fällt, wie er ihn küsst und ihn nicht einmal ausreden lässt, so eilig hat es der Vater, den Verlorenen wieder als seinen Sohn einzusetzen und anzuerkennen. Für den Sohn wie für den Vater ist diese wechselseitige Anerkennungserfahrung ein großes Glück. Dabei ist zu beachten, dass jede Gabe der Anerkennung immer auch das Risiko der Zurückweisung beinhaltet. Das wird am Schicksal Jesu in aller Härte erkennbar.

»Dass Gott im Sünder weiterhin sein geliebtes Geschöpf erkennt, schließt gerade ein, nicht aus, dass Gottes Anerkennung sich von Anfang an nicht auf ›Werke‹, sondern auf die konkrete Realisierung seines guten Willens in diesem Menschen bezogen hat. So hat Gottes Schöpfungshandeln als das absolute *initium* der Anerkennung zu gelten, als ›die äußerste Gestalt der Bejahung, die überhaupt gedacht werden kann.‹«<sup>16</sup> Gottes Schöpfungshandeln ist zwar nicht abhängig vom Menschen, aber will auch nicht ohne Antwort bleiben, es zielt vielmehr auf »Anerkennung des und Gemeinschaft mit dem Geschaffenen«<sup>17</sup> und damit darauf ab, dass Gott auch von seinen Geschöpfen anerkannt wird.

Wird ausschließlich akzentuiert, dass Gott seine Geschöpfe liebt, obwohl sie so sind wie sie sind (also ganz und gar negativ), impliziert dies nicht nur eine Abwertung des Geschöpflichen, sondern auch des Schöpfers. Liebe und Anerkennung sind nicht willenlos altruistisch, sie implizieren immer eine Form von Wechselseitigkeit, die nicht mit Symmetrie gleichzusetzen ist. Ein Liebender gibt nicht nur, er empfängt immer auch. Der Vater, der seinem verlorenen Sohn so erwartungsvoll entgegengeht, gibt nicht nur, sondern erlebt es als großes Glück, dass der Sohn heimkehrt und zu ihm zurückfindet. Wenn Gott seine Geschöpfe anerkennt, dann tut er dies nicht nur, obwohl sie Sünder sind, sondern immer auch, weil er sie liebenswert geschaffen hat und er sich an ihnen und ihrer Fähigkeit zur Responsivität freut. Gottes *initiale* Anerkennung ermöglicht es dem Menschen, seinerseits wieder fähig zu werden zu empfangen und zu geben, »fähig also zu empfangen, statt zu verdienen, und zu geben, ohne den anderen in Funktionen und Kalkülen einzusperren«<sup>18</sup>. Die wohlwollende Erfahrung der Anerkennung befreit auf diese Weise zu einer humanen Selbst- und Weltgestaltung.

15. A. a. O., 172, Hervorhebung im Text.

16. A. a. O., 173. Zu diesem Gedanken, sich als bejaht zu bejahen, vgl. ausführlich den Beitrag von Jörg Lauster in diesem Heft.

17. Hoffmann, Rechtfertigung, 173.

18. A. a. O., 174.

## 2. Selbstakzeptanz, Schwäche und Fragmentarität

Die Lehre von der Gnade oder von der Rechtfertigung zielt auf die rezeptive Erfahrung von Selbstakzeptanz ab. Wir können uns selbst erst anerkennen, wenn wir uns von jenseits unserer selbst als anerkannt wissen. Selbstakzeptanz ist eine »Gnadenerfahrung«, sie verdankt sich der Erkenntnis, dass die Erfüllung des Lebens nicht unmittelbar an meine Fähigkeiten, meine Großartigkeit und mein Tun gekoppelt ist. Zugleich ist Selbstakzeptanz Voraussetzung für einen gelassenen Umgang mit sich selbst: Nur der Mensch, der sich selbst akzeptieren kann, gewinnt zu sich selbst Distanz, kann sich kritisch wahrnehmen und damit auch den Perspektiven anderer auf die eigene Person Rechnung tragen. Der sich seiner selbst unsichere Mensch hingegen interpretiert jede Form der Kritik als Entzug von Anerkennung und damit als Angriff auf seine Person und sucht das Problem immer bei anderen, niemals bei sich selbst. Carl Rogers hat diesen Zusammenhang treffend auf den Punkt gebracht: »[...] the curious paradox is that when I accept myself as I am, then I change.«<sup>19</sup> Gerade der- bzw. diejenige, die sich selbst akzeptiert, ist in der Lage, die eigenen Abgründigkeiten nicht länger auszublenden und sich zu ändern. Selbstannahme bzw. Selbstanerkennung und eine realistische Selbstkritik schließen sich mithin keineswegs aus, sondern hängen unmittelbar miteinander zusammen.

Wird Gott als eine transzendente Größe verstanden, die sich dem Menschen wohlwollend (gnädig) zuwendet, dann verändert dies das Verhältnis des Menschen zu sich selbst und zu anderen und dies nicht zuletzt im Hinblick auf die Erfahrung von Schwäche und Fragmentarität. Erfährt der Mensch »das eigene Leben von einer Macht und einem Sinn getragen, über die er nicht verfügt und den er seinem Leben selbst nicht beilegen kann – und auch nicht muss«<sup>20</sup>, wird er befreit von der Sorge um sich selbst. Als Geschöpf Gottes muss er »nicht Garant des Lebens sein und dieses immer auf den eigenen Schultern tragen. Nicht immer stark, gesund, unfehlbar, unanfechtbar und allmächtig, kann er auch schwach, berührbar und gebrochen sein.«<sup>21</sup>

Die Gabe der Anerkennung ereignet sich zwar vorrangig in der zwischenmenschlichen Erfahrung, aber sie geht, religiös gedacht, zugleich nicht darin auf. Das gilt auch für die Erfahrung der Verweigerung: Selbst wenn mir menschlich Anerkennung verweigert wird, kann ich vor Gott auf Anerkennung als sein Geschöpf hoffen. Gott hält mir die Treue, auch wenn es mir oder anderen Personen in meiner Umgebung schwerfällt, mir die Treue zu halten. Gott begründet eine Identität jenseits der Selbstbeschreibungen, die ein Mensch alltäglich herstellen kann und muss.

Wer an Gott glaubt, kann darauf verzichten, das Leben herbeizuzwingen. Er weiß, dass er das Wesentliche im Leben empfängt und nicht selbst erarbeiten und verdienen kann und wird gerade in solcher Einsicht von sich selbst entlastet. Kann sich der Mensch auf die Unverfügbarkeit der Lebenserfüllung einlassen, wird er befreit von dem Druck, das Leben ständig weiter optimieren und immer mehr Güter und Erlebnisse anhäufen zu müssen. Er nimmt das Leben vielmehr dankbar an und wird gerade dadurch frei, sich der Gegenwärtigkeit der Welt, ihrem Reichtum und ihrem Schmerz zu öffnen. Religiös wird damit ein anderes Zeitverhältnis erschlossen, das

19. C. Rogers, *On Becoming a Person. A Therapist's View of Psychotherapy*, Boston 1961, 17.

20. A. Bieler/H.-M. Gutmann, *Rechtfertigung der »Überflüssigen«*. Die Aufgabe der Predigt heute, Gütersloh 2008, 91.

21. F. Steffensky, *Segnen. Gedanken zu einer Geste*, in: PTh 82, 1993, 2–11: 5.



im Sinne eines Zukunftsvertrauens Gelassenheit in der Gegenwärtigkeit freisetzen kann und sich nicht in permanenter Selbstsorge angesichts einer unbekanntenen Zukunft verliert. Wenn wir von der Sorge um uns selbst entlastet sind, können wir uns um andere sorgen und uns an das Leben verschwenden. »Wenn Leistung nicht mehr das Wichtigste im Leben ist, können wir gelöster leisten, aber auch ohne Angst unser Versagen eingestehen.«<sup>22</sup>

### 3. Praktisch-theologische Perspektiven

Christlicher Theologie geht es zentral um diese Zusammenhänge von Anerkennung, Glauben und Leben. Es erscheint mir deshalb elementar, die Rechtfertigungslehre vor dem Hintergrund der Anerkennungsprobleme spätmoderner Lebensführung neu zu lesen und zur Geltung zu bringen. Es gilt dabei sowohl die mittelalterliche forensische Metaphorik, die sich einer anderen Gesellschaftsstruktur verdankt und sich überlebt hat, als auch die hier diskutierten problematischen Verkürzungen der Rechtfertigungslehre zu überwinden. Nicht nur die Rechtfertigungslehre, auch die reformatorische Sündenlehre bedarf einer »re-lecture«, um das Potential zu erschließen, das christlich-religiöse Kommunikation im Hinblick auf die Suche nach Anerkennung und die Paradoxien von sozialen Anerkennungsverhältnissen entwickeln kann.

Martin Luther ging es zentral um die existentielle Erfahrung von Trost, Zuspruch und neu gewonnener Freiheit, die Kraft zur Weltgestaltung und »Mut zum Sein« (Tillich) freisetzt. Predigten, die darauf abzielen, dass wir Gottes Gnade »nur« annehmen müssen, erschließen eine solche Erfahrung gerade nicht, sondern lassen verwirrte Hörerinnen und Hörer zurück, denen vermittelt wird, dass sie gar nichts tun können, außer das Handeln Gottes an sich geschehen zu lassen. Das ist nicht nur eine missglückte Form der Evangeliumsverkündigung, sondern auch und vor allem ein paradoxer, kaschierter Appell (ich soll etwas tun, das ich gar nicht kann – nämlich Gottes Gnade an mir geschehen lassen), der eine der schwierigsten Fragen menschlicher Existenz bagatellisiert:<sup>23</sup> Wie kann ich mich verändern, obwohl ich nicht über mich selbst verfüge und mich nur begrenzt selbst steuern kann? Wie kann ich mich selbst anerkennen und mich dabei – wenigstens gelegentlich – von dem Diktat der Anerkennung durch »signifikante Andere« distanzieren und unabhängig machen?

22. G. Theißen, Predigt in der Peterskirche am 20. Juni 2004 über Röm 3,19–28. Abrufbar unter: [http://www.uni-heidelberg.de/md/theo/universitaetsgottesdienste/040620\\_theissen.pdf](http://www.uni-heidelberg.de/md/theo/universitaetsgottesdienste/040620_theissen.pdf). Zuletzt abgerufen am 04.08.2016.

23. W. Engemann hat diese Paradoxien evangelischer Predigtkultur herausgearbeitet und als »homiletischen Lassiv« bezeichnet. »Um der Predigt einen evangelischen Charakter zu geben und [...] Appelle zu vermeiden, hat sich in der Kanzelrede der Ratschlag verbreitet, das gnädige Handeln Gottes einfach zuzulassen. Dann werde sich das Leben, das Evangelium und Predigt verheißen, schon von selbst einstellen. Ein solcher ›Lassiv‹ ist mehr [...] als nur eine Form misslungener Kommunikation des Evangeliums. Auch der Versuch, das Vernommene als Handlungsanweisung zu befolgen, führt zu Frustrationen: Denn [...] wie macht man das? Wie lässt man die Barmherzigkeit Gottes in sich wirken? Schafft sie es nicht allein? Steht jemand, dem Barmherzigkeit widerfahren ist, wirklich vor der Wahl, sie ›nun auch wirken zu lassen‹ [...]? Sind ›Barmherzigkeit, ›Güte‹ [...] nicht vielmehr beglückende Erfahrungen, angesichts derer es nichts mehr abzuwägen gibt, sondern die immer gerade recht kommen und auf die man ohne Extraeinladung hofft?« (Ders., Einführung in die Homiletik, Tübingen 2011, 215)



Moderne Individuen müssen Erfahrungen höherer Kontingenz, höherer Instabilität und vermehrter Abhängigkeit verkraften. Fallen Herkunft, Schicht und Geschlecht als Definitionsmerkmale von Identität weg bzw. werden diese brüchig, sind Individuen umso mehr auf ihre Selbstdarstellungsfähigkeit angewiesen. Sie müssen in vielen gesellschaftlichen Kontexten die Fähigkeit entwickeln, sich in adäquater Weise selbst zu empfehlen. Das ist ihnen nicht vorzuwerfen, sondern damit und mit den damit gegebenen Herausforderung ist in religiöser Praxis, in Seelsorge und Gottesdienst, sensibel und realistisch umzugehen. Viele erleben sich im Hinblick auf ihre Selbstdarstellung stark unter Druck und fürchten, nicht die Anerkennung zu bekommen, die sie brauchen oder sich wünschen. Vor diesem Hintergrund kann die Botschaft, dass der Mensch von jenseits seiner selbst her bejaht und anerkannt ist, befreiendes Potential entfalten. »Der Mensch weiß sich von woanders her angenommen, bevor er sich selbst annehmen kann. Er erfährt sein Dasein in der Wirklichkeit aufgehoben«<sup>24</sup> und wird gerade dadurch zur Selbstakzeptanz befreit. Diese Selbstakzeptanz befähigt ihn, Anerkennung zu empfangen und an andere weiterzugeben, aber auch mit der Zurückweisung von Anerkennung leben zu können.

Als Praktische Theologin geht es mir dabei nicht nur um diesen Erkenntniszusammenhang, sondern auch um die ästhetisch-rituelle und sozial-gemeinschaftliche Seite religiöser Kommunikation. Gottesdienste, Riten, interaktive Sozial- und Gemeinschaftserfahrungen können Quellen der Anerkennungserfahrung sein und zugleich Distanz zu den Zwängen alltäglicher Anerkennungssuche herstellen und Perspektiven der Empathie und Dezentrierung im Hinblick auf die eigene Person erschließen. Riten können darüber hinaus eine Anerkennung des Leids des anderen kommunizieren und überlassen diesen nicht einfach sich selbst. Erst wenn diese Riten verloren gehen, stellen wir fest, wieviel Anerkennung sie in der Sozialität vermittelt haben und wie schmerzlich der Verlust ist, wenn wir mit den Gefühlen der Trauer und des Leids alleine bleiben. Nicht zuletzt weist die hohe Popularität von Segenshandlungen und Segens- und Salbungsgottesdiensten auf die Attraktivität von Ritualen hin, die szenisch vor Augen führen, dass wir nicht erringen müssen und können, wovon wir letztlich leben, dass wir Anerkennung nicht selbst hervorbringen können, sondern dass sie uns zugesprochen und geschenkt wird.

Diese Andeutungen im Hinblick auf die Praxisrelevanz des Zusammenhangs von Anerkennung und Religion bedürfen der weiteren Ausarbeitung, sowohl im Hinblick auf den rituellen und gemeinschaftlichen, Anerkennung vermittelnden Charakter des Religiösen als auch im Hinblick auf die kulturellen und politischen Dimensionen christlicher Anerkennungspraxis.<sup>25</sup> Es gilt Wertschätzung und Kritik in ein differenziertes Verhältnis zu setzen und gerade so einer realistischen, lebensdienlichen und nicht nur affirmativen Anerkennungspraxis Rechnung zu tragen.

24. J. Lauster, *Gott und das Glück. Das Schicksal des guten Lebens im Christentum*, Gütersloh 2004, 166.

25. Zu den Paradoxien politischer Anerkennungspraktiken vgl. ausführlich Balzer/Ricken, *Anerkennung*, 48 ff. und den Beitrag von Norbert Ricken in diesem Heft.